

dtv

Marcus Hoffmann, ein erfolgreicher dänischer Geschäftsmann, hat sein Leben im Griff. Zumindest glaubt er das, bis ihn seine Frau Nathalie zu einer Reise in ihre russische Heimat überredet. Die Kreuzfahrt auf der Wolga beginnt vielversprechend, doch zwischen Moskau und St. Petersburg ist Nathalie plötzlich verschwunden und kehrt nicht wieder. Marcus macht sich auf die Suche nach der Verschollenen in einem Land, dessen Sprache er nicht versteht und das unterwandert ist von der Mafia und gezeichnet vom Krieg in Tschetschenien. Er muss erkennen, wie wenig er über den Menschen weiß, den er am meisten liebt. Sogar sein alter Vater, ein Schriftsteller mit Geheimdienst erfahrung, scheint über Nathalies Doppelleben besser informiert zu sein als er. Marcus wird ausgeraubt und zusammengeschlagen, ein russischer Straßenjunge wird sein Freund und ein zwielichtiger Oligarch sein Beschützer. In einem ehemaligen Gulag kommt es zum Showdown.

Leif Davidsen, 1950 in Otterup geboren, lebt heute als freier Schriftsteller in Kopenhagen. Zuvor arbeitete er als Journalist, u. a. als Korrespondent in Spanien und Moskau, und als Nachrichtenredakteur im Fernsehen. Für seine literarische Arbeit erhielt er zahlreiche Preise. Bei [dtv](#) ist von ihm bisher erschienen: ›Die guten Schwestern‹ ([dtv 20873](#)), ›Der Feind im Spiegel‹ ([dtv 21088](#)), ›Der Augenblick der Wahrheit‹ ([dtv 21208](#)). Mehr unter: www.leif-davidsen.de

Leif Davidsen

Der Russe aus Nizza

Thriller

Aus dem Dänischen
von Anne-Bitt Gerecke

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Leif Davidsen
sind im Deutschen Taschenbuch Verlag erschienen:
Die guten Schwestern (20873)
Der Feind im Spiegel (21088)
Der Augenblick der Wahrheit (21208)

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
finden Sie auf unserer Website
www.dtv.de**



Ungekürzte Ausgabe 2011
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG, München
Lizenzausgabe mit Genehmigung des Paul Zsolnay Verlags
© 2006 Leif Davidsen
Titel der dänischen Originalausgabe:
›Den ukendte hustru‹
(Lindhardt og Ringhof, Kopenhagen 2006)
© 2008 der deutschsprachigen Ausgabe:
Paul Zsolnay Verlag, Wien
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlaggestaltung: Wildes Blut, Atelier für Gestaltung,
Stephanie Weischer unter Verwendung eines Fotos von
Trevillion Images/Ayal Ardon
Gesamtherstellung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-21263-2

La Place Rouge était vide
Devant moi marchait Nathalie
Il avait un joli nom, mon guide
Nathalie

Elle parlait en phrases sobres
De la révolution d'octobre
Je pensais déjà
Qu'après le tombeau de Lénine
On irait au café Pouchkine
Boire un chocolat

Que ma vie me semble vide
Mais je sais qu'un jour à Paris
C'est moi qui lui servirai de guide
Nathalie, Nathalie

PIERRE DELANOË

*Aus dem Chanson »Café Puschkin«,
Musik von Gilbert Bécaud*

I

Alle Menschen tragen ihr Leben lang Geheimnisse mit sich herum, die sie selbst den ihnen am nächsten Stehenden niemals verraten, heißt es. Das mag für sich genommen eine Banalität sein, aber ist es nicht gerade das Banale, das unser Dasein prägt? Mag sein, daß uns das Leben in unserer Erinnerung als ein Film voller Höhepunkte erscheint, aber wenn wir irgendwann Bilanz ziehen müssen, wird sich herausstellen, daß der größte Teil doch nur Alltag war. Ich habe diese ganz gewöhnlichen Tage immer gemocht und habe auch mich selbst nie als besonders unergründlich oder geheimnisvoll angesehen. Aber man selbst sieht sich vermutlich anders, als man auf andere wirkt. Früher, als Wissenschaftler, habe ich immer versucht, mich an das Greifbare zu halten. Als Geschäftsmann dann an das Konkrete, das sich auf einem Stück Papier festhalten, das sich wissenschaftlich nachweisen läßt. Hingegen überließ ich alles, was mit der Seele zu tun hat, den Psychologen, Pfarrern und den phantasiebegabten Künstlern. Es machte alles sehr viel einfacher, wenn man die Dinge mit Hilfe von Verhandlungen so weit brachte, daß sie in einem Vertrag festgehalten werden konnten, bei dem sowohl über den Wortlaut als auch über den Subtext Einigkeit herrschte. Vielleicht war mein Bedürfnis nach Sicherheit, Bürgerlichkeit und Vorhersehbarkeit auch eine Folge des chaotischen Lebens, das mein Vater führte. Aber für das Leben gibt es keine einfache Formel, die Gleichung des Lebens geht selten auf, das hat mich die Geschichte vielleicht gelehrt.

Meine Frau hatte insgeheim wohl eine Menge unbekann-

ter Seiten, wie zum Beispiel das geheimnisvolle und sagenumwobene Land, aus dem sie stammte, und das sie vergeblich zu vergessen versuchte. Ich habe nie behauptet, die tiefsten Tiefen ihrer Seele und die hintersten Winkel ihrer Erinnerungen zu kennen, aber ich glaubte doch nach zehn Jahren Ehe, sie so gut verstehen gelernt zu haben, wie man einen anderen Menschen eben verstehen kann. Vielleicht hätte es mich also nicht erstaunen sollen, als sie an einem frühen Aprilmorgen auf unserem gemeinsamen Küchentisch eine farbenfrohe Broschüre vor mir ausbreitete. Das war meine erste Begegnung mit dem weißen Schiff namens *Rossiya*, das unschuldig und einladend auf einem breiten Fluß lag, umgeben von üppigen grünen Wiesen.

»Mit diesem Schiff möchte ich gerne mal fahren«, sagte meine Nathalie und leitete damit bereits dort am Küchentisch jene schicksalhafte Reise ein, die unser Leben für immer verändern sollte. Dabei hatte der Veränderungsprozeß, ohne daß ich es bemerkt hatte, längst begonnen.

Kann ich mich wirklich an diesen Morgen erinnern, oder ist meine Erinnerung so sehr von dem gefärbt, was danach passierte, daß ich meinen eigenen Worten nicht trauen kann? Sind Worte nicht ebenso unzuverlässig und undefinierbar wie die Gefühle, die sie wiederzugeben versuchen? Ich kann mich natürlich an das Wetter erinnern, aber das ist mein Hobby und zählt deshalb nicht. Das Wetter ist, anders als der Mensch, eine Größe, die sich mit mathematischen Formeln berechnen und erfassen läßt. Es war ein kalter Morgen, sechs Grad, schwere Kumuluswolken mit Regen, wie ich es vorhergesagt hatte, dazu ein frischer bis starker Wind aus Südwest, der die Äste der Linde im Hof geradezu beängstigend hin und her schwingen ließ.

Allein die Tatsache, daß sie verreisen wollte, erstaunte mich. Doch daß sie ausgerechnet nach Rußland reisen

wollte, überraschte mich mehr als alles andere. Sie hatte Jahre gebraucht, um dieses Land hinter sich zu lassen. Sie hatte sogar bewußt vermieden, ihre Muttersprache zu sprechen oder zu lesen, es sei denn, ihre Arbeit erforderte es. Sie sprach Dänisch mit ganz leichtem Akzent, man bemerkte gar nicht, daß sie nicht mit dieser Sprache aufgewachsen war. Sie hatte nie zuvor den Wunsch geäußert zu reisen. Sie war sehr heimatverbunden, eigentlich dänischer als die meisten Dänen, und unsere Ferien verbrachten wir immer in unserem Sommerhaus auf Møn. Ansonsten liebte sie unsere anonyme Wohnung in der Großstadt mit dem ruhigen Hinterhof und den unbekanntenen Nachbarn. Das gab ihr das Gefühl, eine unter vielen zu sein, und damit die nötige Ruhe und Sicherheit.

Ich teilte ihren Wunsch, die Ferien in Dänemark zu verbringen. Mein Job brachte es mit sich, daß ich viel zu oft im Flugzeug saß. Ich war bis zu hundertfünfzig Tage im Jahr unterwegs und hatte oft das Gefühl, die Sitzplätze in der Business Class der verschiedenen Fluggesellschaften besser zu kennen als mein eigenes Sofa. Ich flog in die USA und nach Kanada, nach Großbritannien, Japan und Südafrika. Ich gehörte zu jenen modernen Nomaden der Globalisierung, die mal eben nach San Francisco reisen, um dort an einer Besprechung oder einem Symposium teilzunehmen, um gleich darauf mit Kurs auf Europa wieder im Flugzeugsessel zu sitzen. Sechzehn Stunden im Flugzeug, nur um bei einem vierstündigen Meeting dabeizusein oder rasch bei irgendeiner Konferenz einen Vortrag zu halten. Ich war regelmäßig in den Großstädten der modernen Welt zu Gast, sah dabei aber nie mehr als die Flughäfen und die anonymen, zweckmäßigen Konferenzräume und die funktionell eingerichteten Zimmer der großen Hotels. Auch E-Mail und Fax hatten nichts an der Tatsache geändert, daß die persönliche Begeg-

nung wichtig und notwendig war, wenn es darum ging, die entscheidenden Paragraphen in den Verträgen sowie das gemeinsame Verständnis noch so kleiner Details unter vier Augen zu klären. Ich war ein moderner Reisender, aber nie Tourist. Ich verbrachte Hunderte von Stunden im Flugzeug, hatte aber in den letzten zehn Jahren weniger von den Sehenswürdigkeiten in aller Welt gesehen als ein durchschnittlicher Charter-Tourist.

Mir machte das nichts aus. Meine innere Ruhe fand ich im Alltag daheim, dort konnte ich meine Batterien wieder aufladen. Und ich fühlte mich glücklich und privilegiert, weil es Nathalie genauso ging. Dänemark war ihr Hafen, das Land, das ihr ein Zuhause und eine neue Staatsbürgerschaft geschenkt hatte. Es hatte ihre mir unbekanntesten Albträume in die Tiefen ihrer Seele zurückgedrängt und ein heilendes Pflaster auf die Wunden gelegt, die Rußland ihr zugefügt hatte, wie sie mir gegenüber einmal andeutete.

Ich war also wirklich überrascht an jenem Aprilmorgen in unserer Küche. Meine Reisetasche war gepackt. Ich mußte erst ins Büro und dann für ein paar Tage nach Nizza, und Nathalie mußte vormittags nur kurz zum Dolmetschen ins Amtsgericht, bevor sie in die kleine Silber- und Goldschmiedewerkstatt fahren würde, die sie gemeinsam mit ihrer Freundin und Geschäftspartnerin Lisa betrieb. Wir hatten zusammen gefrühstückt und noch am Tisch gesessen und wie immer alltägliche kleine Neuigkeiten und die Zeitungsteile ausgetauscht, als sie das Foto vom Schiff vor mich hinlegte und mir ihren überraschenden Vorschlag unterbreitete.

Ich sah mir die Broschüre an. Sie war auf englisch und trug in großen Buchstaben den Namen des schlanken weißen Kreuzfahrtschiffes *Rossiya*, das auf einem blauen Fluß mit einladenden grünen Ufern dahinsagelte. Sie enthielt Fotos von einer der Kajüten, von rüstigen russischen Frauen in

Landestracht und einem vertrauenerweckenden Kapitän am Steuer, der das Schiff sicher über die Wolga lenkte. »Schwimmendes Hotel« stand dort. Alles sah sehr ansprechend und erholsam aus. Ich las ein bißchen in der Beschreibung. Es gab zwei Bars, ein Restaurant, eine Bibliothek, ein Fernsehzimmer und das Versprechen, unter kompetenter Führung eine entspannende Reise auf den großen, sagenumwobenen Flüssen Rußlands von Moskau bis nach Sankt Petersburg zu erleben.

Ich trank einen Schluck Kaffee und sagte dann:

»Das klingt ja verführerisch, Nathalie. Aber warum? Und warum ausgerechnet dorthin?«

Sie sah mich an, ihre Augen waren sehr dunkel, braun, fast schwarz wie ihr leicht gewelltes Haar, das sie mit Spangen hochgesteckt hatte. Sie mußte bei Gericht dolmetschen und trug einen dunklen Rock, eine weiße Bluse und eine schwarze Weste. Korrekt und trotzdem elegant. Doch ganz gleich, wie sie sich anzog, sie konnte die Sinnlichkeit nicht verbergen, die sie ausstrahlte und von der ich mich geradezu magisch angezogen gefühlt hatte, als ich ihr das erste Mal begegnete.

»Ich glaube, es würde uns gut tun. Mir auf jeden Fall«, sagte sie.

»Stimmt etwas nicht mit uns?«

Sie lächelte. Ihre Zähne waren weiß, aber ein wenig unregelmäßig. Es hatte sie damals, als sie nach Dänemark gekommen war, eine Menge Geld und Schmerzen gekostet, sie herrichten zu lassen. Nathalie entsprach nicht dem Bild, das die meisten von russischen Frauen haben. Sie war Europäerin und Asiatin zugleich. Ihre russische Mutter hatte unverkennbar ihre Gene an sie weitergegeben, und die japanischen Vorfahren erkannte man an den leicht schräg stehenden Augen, dem zarten Goldton der Haut, dem dunklen Haar

und dem schlanken Körper. Zum Glück trug sie nicht mehr diese dicken Schichten Make-up, das sie wie viele russische Frauen so geliebt hatte, als ich sie kennenlernte. Es ist mir ein Rätsel, warum ausgerechnet die kommunistischen Systeme diese Vorliebe für einen so übertriebenen Gebrauch von Rouge hervorgebracht haben. Nathalie hatte die charakteristischen hohen Wangenknochen, wurde aber oft für eine Italienerin oder Spanierin gehalten. Die Sonne und die intensiven Düfte des Südens schienen sich in ihrem Gesicht und ihrer grazilen Gestalt widerzuspiegeln. Ich hatte sie vom ersten Moment an geliebt, und diese Liebe gab meinem Leben einen Sinn.

»Es ist alles in bester Ordnung mit uns beiden, mein geliebter Dummkopf«, sagte sie. »Aber es würde mir guttun. Ich denke schon länger darüber nach. Es könnte ein Geschenk für uns sein. Eines, das wir uns selbst machen. So eine Art Kupferhochzeitsgeschenk.«

»Aber wie bist du ausgerechnet auf eine Flußkreuzfahrt in Rußland gekommen?«

Sie schüttelte bedächtig den Kopf, als wollte sie ihre Gedanken ordnen.

»Ich weiß es nicht. Doch, ich weiß es. Ich habe neulich in der Zeitung eine klitzekleine Anzeige für eine Wolgakreuzfahrt gesehen. In dem Moment habe ich gar nicht darüber nachgedacht, aber sie ist mir seitdem immer wieder im Kopf herumgespukt. Unbewußt habe ich dann nachts von einem weißen Schiff geträumt, und ich konnte mich sogar an die Telefonnummer erinnern. Ist das nicht seltsam? Ich hatte sie doch nur ein einziges Mal gelesen! Dann habe ich im Reisebüro angerufen, und die haben mir das hier geschickt ...«

Wenn sie sich ereiferte, benutzte sie ihre Hände, als dolmetsche sie für einen tauben Gesprächspartner. Sie hatte schöne, sprechende Hände. Es machte nichts, daß sich oft

noch ein paar Materialreste darauf wiederfanden. Das gehörte einfach zu ihr.

Sie legte ihre schlanke Hand mit dem schmalen Ehering auf das Schiff in der Broschüre und sah mir in die Augen. Bemerkte ich an jenem Morgen etwas? Oder ist es erst jetzt im nachhinein, daß ich meine, ein Flehen, sogar Angst und Unsicherheit in Nathalies Blick wahrgenommen zu haben?

»Ich dachte, du hättest dieses Land hinter dir gelassen?«

»Ich komme nun mal von dort.«

»Genau deswegen. Es hat dir doch immer nur Leid zugefügt.«

»Manchmal ist man gezwungen, sich dem Bösen zu stellen. Ihm in die Augen zu sehen, um Ruhe zu finden. Sonst hört es nie auf, nachts als Albtraum zurückzukehren.«

Ich legte meine Hand auf ihre.

»Bist du sicher, daß alles in Ordnung ist?«

»Ja, mein Schatz. Ganz sicher.« Ihre Stimme klang ein wenig gereizt.

»Wenn es das ist, was du möchtest ...«, sagte ich. Ich verstand sie nicht, aber ich dachte mir, daß wir ja später noch einmal darüber reden könnten. Ich mußte los. In Gedanken war ich schon bei dem Meeting, das nachmittags anstand. Außerdem bemühte ich mich, ihre Wünsche, wenn irgend möglich, zu erfüllen. Sie war selten wählerisch oder stellte hohe Ansprüche.

»Ich glaube, das ist es.«

»Dann machen wir es natürlich.«

»Du bist ein guter Mann, Marcus. Ein guter Mensch.«

Das wirkte wie beiläufig, aber sie sagte es mit solchem Ernst, daß ich mich heute noch daran erinnere.

»Na, nun mach mal halblang«, sagte ich mit der leisen Ironie, die typisch ist für viele meiner Generation. Eine jener Facetten der dänischen Mentalität, die für Ausländer am

schwierigsten zu verstehen, geschweige denn von ihnen anzuwenden ist. Nathalie hatte sich auch diese Eigenheit ihres neuen Vaterlandes verblüffend schnell angeeignet.

»Jetzt muß ich aber wirklich los.«

»Wann geht dein Flugzeug?«

»Gegen elf. Donnerstag nachmittag bin ich wieder da.«

»Prima. Vergiß nicht, daß Camilla und Nikolaj an dem Abend zum Essen kommen.«

»Ach ja, stimmt.«

Ich nahm die Tasche mit meinen Unterlagen und dem Laptop. Die Waffen, mit denen ich in der internationalen Geschäftswelt meine Kämpfe ausfocht.

»Können wir uns das eigentlich leisten?« fragte ich noch.

»Ja, das können wir. Sogar ohne Probleme. Nur du bist immer so ein Sorgenträger.«

»Es heißt Bedenken. Bedenkenträger, nicht Sorgenträger.«

»Du brauchst mir kein Dänisch beizubringen. Ich finde, man kann beides sagen. Ich kann dich auch Marcus Sorgenträger nennen, wenn ich will.«

»Okay, ich gebe auf«, lachte ich.

Sie lachte mit:

»Außerdem habe ich gestern zwei von meinen Halsketten verkauft. Von den teuren aus Gold. Wir können es uns also wirklich leisten.«

»Okay. Sieh zu, was du sonst noch über die Reise in Erfahrung bringen kannst. Dann reden wir darüber, wenn ich zurück bin.«

Ich beugte mich zu ihr herunter und küßte sie auf den Mund, und sie strich mir wie einem kleinen Kind über die Wange.

»Paß auf dich auf, Marcus. Ich liebe dich.«

Erst im Flugzeug nach Nizza kam ich wieder dazu, über unser Gespräch nachzudenken. Wenn es etwas gab, das Na-

thalie an mir störte, dann war es meine Fähigkeit, alles Private auszublenden, sobald ich bei der Arbeit war. Aber die Arbeit war für mich immer der Sinn des Lebens gewesen. Ich war ehrgeizig und diszipliniert und arbeitete einfach gern. Womit sollte man auch sonst seine Zeit verbringen? Außerdem sah ich als rational handelnder Mensch nicht ein, warum man über Dinge nachgrübeln sollte, die im Moment ohnehin nicht zu lösen waren. Am einfachsten und besten war es doch, sich auf den Augenblick zu konzentrieren und auf die praktischen Verrichtungen, aus denen der Alltag letzten Endes besteht. Ich liebte Nathalie. Ich respektierte sie und ließ sie ihr Leben leben, während ich meines parallel dazu führte, aber dennoch untrennbar mit ihr verbunden war. Ich konnte mir kein anderes Leben vorstellen als unser gemeinsames. Vielleicht war ich einfach nur phantasielos? Ein grober Klotz, der keine Zeit darauf verschwendet, über das nicht unmittelbar Nützliche, über Gefühlsdinge, über das Metaphysische nachzudenken? Ich wahrte dem Leben gegenüber eine gewisse Distanz und hielt es mit allem Emotionalen so wie die drei dänischen Geschäftsleute in der Sitzreihe hinter mir, deren lautstarke Unterhaltung ich mit anhören mußte.

Sie hielten gerade eine Strategiebesprechung ab. Ich mußte lächeln. Die Leute scheinen das Flugzeug tatsächlich als privaten und nicht als öffentlichen Raum zu betrachten. Sie reden über alles mögliche in so einem Flugzeug. Vielleicht glauben sie, daß der Fluglärm ihr Gespräch übertönt. Der Mann am Fenster war eindeutig der Leitwolf in ihrer internen Hierarchie, er schärfte ihnen wiederholt ein, die Informationen vertraulich zu behandeln. Ihr Gespräch war leicht mitzuhören, auch über das Klackern der Laptoptastatur hinweg, wenn einer von ihnen Änderungen in dem Verhandlungsexposé vornahm, an dem sie offensichtlich gerade feilten. Was genau sie verkaufen wollten, war gleichgültig.

Wir gehörten zum selben Stamm: der globale Geschäftsmann, der ins Flugzeug steigt wie andere Leute in den Bus. Alle drei, so hörte ich, würden in den nächsten Tagen erneut auf Reisen gehen müssen.

Als die SAS ein leichtes Essen servierte, stellten sie den Laptop beiseite, und ich hörte den Leitwolf in einem jovialeren und, wie er selbst vermutlich fand, sehr maskulinen Tonfall sagen: »Na, alles im Griff, Knud Jakobsen?« Knud Jakobsen antwortete im selben Tonfall: »Ich arbeite dran.« Der dritte Mann sagte: »Was genau hast du denn im Griff, Knud?« Jakobsen antwortete schlagfertig: »Das Leben und den Tod, die unendlichen Weiten des Weltalls und noch ein paar andere Kleinigkeiten.«

Mir ging es wie Herrn Jakobsen in diesem April des noch relativ jungen Jahrtausends, das mit Terror und Krieg bereits die Fehler der vorigen Jahrtausende wiederholte. Ich hatte Leben und Tod, die unendlichen Weiten des Weltalls und die paar anderen Kleinigkeiten ebenfalls fest im Griff. Keine Wolke am Himmel und keine verworrenen Gedanken in meinem Kopf konnten meine innere Ruhe und meine vielleicht ein wenig zu selbstzufriedene Überheblichkeit stören. Ich freute mich schon auf dem Weg nach Nizza darauf, wieder nach Hause zu kommen. Ich ging davon aus, das Büro am Freitag bereits gegen Mittag verlassen zu können, und wenn das Wetter hielt, wollte ich Nathalie vorschlagen, übers Wochenende ins Sommerhaus zu fahren. Dazu mußte ich sie meist nicht lange überreden. Sie liebte dieses kleine Fachwerkhäus mit dem Strohdach, das ganz versteckt im Osten von Møn lag, ebenso wie ich. Eigentlich hatte mein Vater das Haus gemietet, aber er lebte mit seiner dritten Frau in der Provence und nutzte es nur selten.

Ich aß, ohne darüber nachzudenken, was es eigentlich war, und trank Mineralwasser dazu. So unaufmerksam zu essen,

war eigentlich gegen meine Natur, aber ich hatte Hunger, und in der Luft schmeckt doch eh alles gleich. Ich wollte es nur schnell erledigt haben, damit ich meine Unterlagen wieder hervorholen und weiterarbeiten konnte. Der Platz neben mir war frei, so daß ich mich mit meinen Papieren und meinem Laptop ausbreiten konnte. Vor dem kleinen Fenster in zehn Kilometern Höhe waren nur Wolken zu sehen. Irgendwo unter uns lag Deutschland, aber das einzige, was ich sehen konnte, waren die weißen und grauen Berge, große Kumuluswolken, die ihre mit Eis überzogenen Rundungen dem tiefen Blau des Himmels entgegenreckten.

Ich streckte mein steifes Knie. Die vielen Stunden, die ich zwischen den Sitzreihen eingeklemmt im Flugzeug verbrachte, taten ihm nicht gut, aber das war nun mal der Preis, den ich zu zahlen hatte. Zumindest war meine Firma nicht knauserig. Ich reiste fast immer in der Business Class. Übermäßig viel Platz hatte man dort zwar auch nicht, aber ich würde eingehen, wenn ich mit meinem zertrümmerten Knie beim Flug über den Atlantik acht Stunden lang hinten in der Economy Class eingepfercht sitzen müßte.

Ich hatte Nathalie in Moskau kennengelernt. Es war in jenen sonderbaren Jahren gewesen, als die Systeme reihenweise kollabierten. Wir begegneten uns bei einem Empfang in der dänischen Botschaft. Sie war mit einem Dänen dort, den ich flüchtig kannte. Er arbeitete für eine große Exportschlachtereie und versuchte mit Unterstützung des korrupten Handelsministeriums, den bitterarmen Russen Schinken und Würste zu verkaufen, jedoch ohne größeren Erfolg. Sie fiel mir sofort auf. Sie stand neben dem Dänen, aber ihr Blick schweifte durch den Raum, während der Däne, der Erik hieß, mit dem Botschafter sprach, den ich ebenfalls kaum kannte.

Es war erst meine dritte Reise in Rußlands verfallene, schmutzige und deprimierende Hauptstadt, und das erste

Mal, daß ich die dänische Botschaft besuchte. Ich hatte damals mit der Herstellung von Insulin zu tun. Es war mein erster Job, nachdem ich mein Studium als Diplomingenieur abgeschlossen hatte. Ich hatte mein Examen in Rekordzeit abgelegt. Vielleicht aus Trotz und Wut darüber, daß der Unfall mich daran gehindert hatte, meine Karriere beim Militär fortzusetzen, die doch gerade erst begonnen hatte. Ich war fünfundzwanzig Jahre alt und wollte einen Monat später heiraten, aber der Blitz schlug ein, als ich zu der kleinen dunkelhaarigen Frau an Eriks Arm hinübersah. Sie schien nicht älter als zwanzig Jahre zu sein. Sie sah zu mir herüber und hielt meinen Blick fest. Sie lächelte, und dieses Lächeln erfaßte auch ihre Augen. Es war Liebe auf den ersten Blick. Nein, das stimmt nicht. Es war eine unmittelbare sexuelle Anziehung, die uns quer durch den Saal verband, derart intensiv, daß ich augenblicklich eine Erektion bekam. Dieses reine, unverstellte Begehren hatte etwas Animalisches. Ich ging zu ihr hinüber, linkisch, sowohl aufgrund meiner Erregung als auch wegen meines Knies, auch wenn ich den Gehstock schon seit ein paar Jahren nicht mehr benutzte. Erik unterhielt sich jetzt mit irgendeinem schwedischen Diplomaten, den ich nicht kannte. Sie kam mir einen Schritt entgegen.

»Hallo. Was ist denn mit Ihnen los?« fragte sie auf englisch.

»Mir ist gerade eine Offenbarung zuteil geworden«, antwortete ich. Erik drehte sich kurz zu uns um, wandte sich aber schnell wieder dem Diplomaten zu.

»Ach, tatsächlich?« fragte sie. »Was war es denn für eine?«

»Wie heißen Sie?«

»Nathalie.«

»Die Offenbarung nennt sich Nathalie.«

»Sind Sie immer so schnell ... und so leicht zu beeindruckten?«

»Nein.«

»Das sagen Sie bestimmt jedesmal.«

»Nein. Kommen Sie mit?«

»Wohin?«

»Hauptsache, weg von hier.«

Sie sah mich wieder an, neckend und fragend und zugleich ein bißchen frech. Ihr Gesichtsausdruck erinnerte an ein kleines Kind. Ein Kind, das gerade dabei ist, etwas sehr Ungezogenes zu tun.

»Ich weiß noch nicht einmal, wie Sie heißen.«

»Ich heiße Marcus.«

»Das ist ja ein lustiger Name.«

»Mein Vater ist Schriftsteller und hat eine Schwäche für die alten Römer.«

Sie lachte.

»Wo sollen wir denn hingehen, Marcus?«

»Das ist mir egal. Bloß weg von hier.«

»Ich glaube, das kann ich nicht machen.«

»Aber Sie würden gerne?«

»Das habe ich nicht gesagt.«

»Sie trauen sich nicht.«

Sie sah mich an.

»Warten Sie draußen auf mich«, sagte sie nach einer kurzen Pause.

Im Flugzeug nach Nizza erinnerte ich mich an dieses Gespräch. Denn wir hatten es später natürlich immer wieder durchgespielt. Nathalie hatte mich sofort bemerkt, als ich zur Tür hereinkam, und war mir mit ihren Blicken gefolgt, hoffend, daß ich sie bemerken und ein Gespräch mit ihr anfangen würde. Sie hatte nicht erwartet – oder wie sie später sagte – geglaubt, daß es so schnell gehen würde. Sie war einundzwanzig Jahre alt, und Erik und sie würden wohl bald heiraten. Er hatte um ihre Hand angehalten. Sie wollte es sich

überlegen. Ich war fünfundzwanzig Jahre alt und wollte Kirsten aus Århus heiraten, obwohl ich ihr oft untreu war. Sex war für mich ein Ventil, um meine Enttäuschung über die Ungerechtigkeit des Lebens zu verdrängen, daß mir in so jungen Jahren das Knie und alle meine Träume zertrümmert worden waren. Der Hochzeitstermin stand fest, die Einladungen waren verschickt, der Festsaal gebucht. Unser Verrat war also ein doppelter, als wir am selben Abend in meinem Hotelzimmer unser Verhältnis begannen. Es ist erstaunlich, wie wortlos unser gemeinsames Leben begonnen hat, wenn ich bedenke, wieviel wir seitdem miteinander geredet haben, und wie gesprächig meine Nathalie an sich ist. Wie sich unsere Körper in dieser ersten Nacht und der folgenden Woche, bis ich nach Dänemark zurück mußte, voller Begehren dem Liebesakt hingaben. Mit einem Klischee könnte man sagen, daß unsere Körper wie füreinander geschaffen waren. Es war so erfüllend, daß ich ihr gleich in der ersten Nacht einen Heiratsantrag machte. Allein bei dem Gedanken an unsere erste Liebesnacht bekam ich hier im Flugzeug Lust auf sie. Ich sah vor mir, wie sie auf mir gelegen hatte, mich in die Unterlippe biß, von mir herunterglitt und mich auf wundersame Weise wieder groß werden ließ in ihrem Mund. Die Welt hatte während dieser langen Nacht aufgehört zu existieren. Wie sie es nur tun kann, wenn die Zeit zu existieren aufhört, weil sie keine Bedeutung mehr hat.

»Möchten Sie Kaffee?«

Ich blickte auf. Die Stewardess lächelte und hielt mir die Kaffeekanne hin.

»Entschuldigung. Ja, sehr gerne.« Ich lächelte sie an.

»Sie waren aber gerade weit weg«, sagte sie in ihrer schwedisch-dänischen SAS-Sprache.

»Ja, das war ich wohl.«

»Es sah ganz nach einem schönen Tagtraum aus.«